

GWK-Debatte wäre, Unterschiede zwischen marxistischen, weltsystemanalytischen und anderen im Buch verwendeten theoretischen Ansätzen, wie zum Beispiel der „imperialen Lebensweise“ (S. 266ff.), offen zu diskutieren.[4] Dann hätte das Buch – auch für Einsteiger:innen, denen derartige Unterschiede nicht ins Auge fallen – einen noch größeren Beitrag dazu geleistet, das Feld der theoretischen und empirischen GWK-Debatten aufzubereiten.

Anmerkungen:

- 1 Vgl. B. Selwyn/D. Leyden, *World Development under Monopoly Capitalism*, in: *Monthly Review* (2021), <https://monthlyreview.org/2021/11/01/world-development-under-monopoly-capitalism/> (Zugriff 11.11.2021).
- 2 Siehe auch den Beitrag von M. Wenner (S. 318–335), die sich mit der Rolle von „Fairer Handel“ auseinandersetzt. Der Befund, Fairtrade wirke sich positiv auf Produzent:innen aus, müsse relativiert werden – auch, weil höhere Preise nicht unbedingt an Arbeiter:innen weitergegeben würden.
- 3 Siehe hierzu I. Suwandi, *Value Chains: The New Economic Imperialism*, New York 2019.
- 4 Thomas Sablowski hat beispielsweise gegenüber dem Konzept „imperial Lebensweise“ eingewendet, Klassen müssten in ihrem Verhältnis zueinander untersucht werden, um die Dynamik des Zusammenspiels von Produktivkraftentwicklung, Ausbeutung und Klassenkämpfen zu verstehen. Was dies für Analysen des globalen Kapitalismus bedeutet, wäre allerdings eingehend zu diskutieren. Vgl. T. Sablowski, *Warum die imperiale Lebensweise die Klassenfrage ausblenden muss*, in: *LuXemburg* (2018), <https://www.zeitschrift-luxemburg.de/warum-die-imperiale-lebensweise-die-klassenfrage-ausblenden-muss/> (Zugriff 11.11.2021).

Adam Crymble: *Technology and the Historian. Transformation in the Digital Age*, Champaign: University of Illinois Press, 2021, 258 S.

Rezensiert von
Stefan Zahlmann, Wien

Die Digitalisierung, wie wir sie heute wahrnehmen, ist die bedeutendste kulturelle Zäsur seit der Erfindung der Schriftlichkeit. In allen Lebensbereichen ist sie präsent und beeinflusst direkt und indirekt neben den Menschen, die sich aus unterschiedlichen Gründen ihrer Nutzung verschrieben haben auch diejenigen, die sich aus einer Vielzahl denkbarer Gründe von ihr abzuwenden versuchen oder versucht haben. Die historischen Disziplinen sind Teil der Lebenswelten von Menschen und zeigen einen durchaus kontrovers diskutierbaren Umgang mit den Transformationsprozessen der Digitalisierung seit wenigstens dreißig Jahren. Adam Crymble macht in seinem Buch deutlich, dass in den frühen Jahrzehnten der akademischen Digitalisierung, also ab den 1970er Jahren bis zur Jahrtausendwende, die damit einhergehenden Veränderungen eher den Charakter eines Zusatzes, einer Ergänzung des Bestehenden erhielten, (noch) nicht aber in ihrer grundsätzlichen Bedeutung erfasst wurden. In dieser Zeit war die Digitalisierung gleichsam ein Thema neben anderen, man belächelte Nutzer von Computern oft noch bis in die 1980er Jahren (S. 6) und stellte sich jedoch vornehmlich den radikalen theoretischen Entwick-

lungen dieser Jahre. Als dann die Prozesse der Digitalisierung immer erkennbarer in ihren Wirkungen die akademischen Disziplinen veränderten, reagierte man auf diese Entwicklungen mit den gleichsam anhand der theoretischen Modernisierungen entwickelten Strategien: Man suchte nach griffigen Definitionen, etablierte disziplinenübergreifende Forschungsfelder, entdeckte neue Quellengruppen und modifizierte Curricula – zunehmend realisierte man angesichts der veränderten Formen des wissenschaftlichen Denken und Arbeitens, dass die Digitalisierung nicht bloß ein interessantes Thema oder ein nützliches Werkzeug sein konnte, sondern zu einem integralen Bestandteil der wissenschaftlichen Welt geworden war.

Die Perspektive von Adam Crymble ist aufgrund seiner beruflichen Biographie auf die Geschichtswissenschaft im anglo-amerikanischen Raum konzentriert und wird in den damit einhergehenden Einschränkungen und begrenzten Aussagemöglichkeiten vom Verfasser klar benannt (S. 10f.). Das Buch liest sich über weite Strecken als „*ceterum censeo*“, als vorläufige Lebensbilanz, eines arrivierten Historikers, der über Jahrzehnte hinweg und gegen vielfältige Widerstände die Entwicklung der Digitalisierung in seinem Arbeitsfeld durchsetzen und nutzen konnte. Um die Vielfalt der Digitalisierung in ihren Wirkungen auf die Praxis historischen Arbeitens zu skizzieren, teilt Crymble sein Buch in sechs Sinnabschnitte, denen er entsprechende Kapitel zuordnet, die ausgehend von den ideellen Grundlagen der Digitalisierung, der Veränderung subjektiver Forschungspraxis, der Anwendbarkeit in der akademischen Lehre und den Veränderungen im geschichtswissenschaftlichen

Schreiben eine Erwartung an zukünftige Entwicklungen bieten. Dieser Kern des Buchs, basierend auf den eigenen Erfahrungen, mag für viele Historiker:innen genau das sein, was sie immer schon einmal wissen wollten. Dennoch bleibt der Verfasser hier sehr unaufgeregt bei seinen Fakten. Grundlegendere Fragen über die Wirkungen, die ein im Internet frei verfügbares Wissen, neue Formen beruflicher Tätigkeit, neue digitale Bildungswelten und Bildungsverläufe auf die Struktur historischer Fächer und ihren Ort in universitären Strukturen haben könnten, stellt der Autor nicht.

Implizit werden in diesem Buch die Prozesse der Digitalisierung mit der Entwicklung der Elektronik gekoppelt. In der Tat ist diese Zwillingsgestalt der Digitalisierung heute die augenscheinlichste Form ihrer Existenz. Dennoch ist die Digitalisierung mehr als nur Elektronik – und auch ohne diese denkbar –, auch wenn sie oft mit diesem vorläufigen Endpunkt ihrer Entwicklung ihre endgültige Bedeutung eingenommen zu haben scheint. Denn die Digitalisierung basiert strenggenommen auf dem Prinzip der Herstellung diskreter Zustände – der Unterscheidung von „0“ und „1“. Die Herstellung diskreter Zustände ist jedoch prinzipiell eine Grundlage allgemeinerer kultureller Prozesse, wie etwa die Eindeutigkeit auch handschriftlich fixierter Zahlen und Buchstaben verdeutlicht. Auch ist die bis in die jüngste Vergangenheit hergestellte und angenommene Binarität des menschlichen Geschlechts, als Grundlage wiederum darauf aufbauender Prinzipien wie Heteronormativität usw. ein kulturell konzipierter diskreter Zustand (wie die Geschlechtergeschichte nachdrücklich belegt). Auch solch allge-

meine kulturelle Aspekte der Digitalisierung, die Lehrende der Geschichtswissenschaft in jedem Seminar von Studierenden hören können, werden von Crymble nicht angesprochen. Verwunderlich, denn diese Gedanken habe ich schon vor einigen Jahren im angloamerikanischen Bildungsbereich, dem in diesem Text im Zentrum stehenden Raum, diskutieren können.

Die Digitalisierung eröffnet neue Quellengruppen für historisch arbeitende Menschen und stellt zudem neue Anforderungen an das methodische Vorgehen und seine Dokumentation. Zugleich ist die Digitalisierung selbst auch ein Thema geschichtswissenschaftlichen Forschens geworden. Das ist der Kern der Ausführungen des Verfassers. Zu guter Letzt sei darauf verwiesen, dass es nicht erst der Corona-Pandemie und der Digitalisierung der Lehre bedurfte, um die darüber hinausweisende, immense Bedeutung der Digitalisierung in der universitären Ausbildung zu unterstreichen. Die neuen Formen des geschichtswissenschaftlichen Denkens und Arbeitens finden ihr Pendant in den neuen Formen des (virtuellen) Kontakts zwischen den beteiligten Personen im Bildungsbetrieb. Vielfach können ältere Kolleg:innen hierbei von der digitalisierten Lebenswelt der jüngeren Generationen lernen. Obwohl ich meine erste Email in Kalifornien im Jahr 1993 geschrieben habe und viele Studierende in meinen Lehrveranstaltungen deutlich nach diesem Jahr geboren wurden, verstehe ich mich – ebenso wie der Autor des Buchs – als Teil einer Generation, die noch ein Leben vor Smartphones, Emails und digitaler Lehre kannte. Ich fühle mich durch die neue Lehr- und Lebenswelt jedoch aufgefordert, nach neuen Formen

der Durchführung und Dokumentation geschichtswissenschaftlichen Arbeitens zu suchen. Viele Curricula scheinen mit ihrer strikten Ausrichtung auf die Produktion von Texten die Möglichkeiten der Digitalisierung eher in Gestalt ihrer Eignung als elektronische Schreibmaschine wahrzunehmen denn in ihrem Potential neuer, alternativer Formen der Darstellung menschlichen Denkens. Hier wären für viele Funktionsträger in der universitären Verwaltung die zahlreichen Ausführungen und Beispiele Crymbles, etwa seine Analysen zu curricularen Entwicklungen in Kanada, den USA und dem Vereinigten Königreich (171–174), eine wertvolle Hilfe. Das Buch von Adam Crymble ist ein Buch, das allen, welche die Digitalisierung in den Geschichtswissenschaften begrüßen und die sie erforschen möchten, wertvolle Referenzpunkte bietet. Gleichwohl teilt es das Schicksal zahlreicher gedruckter Texte zum Phänomen der Digitalisierung seit den 1990er Jahren: Einmal im Buchregal gelandet, ist es eigentlich auch schon veraltet. Ich hätte mir diese zweifellos wichtigen Gedanken schon vor zehn Jahren gewünscht. Nun findet man in dem Buch eigentlich genau das bestätigt, was sich angesichts der Bedingungen und Notwendigkeiten einer wissenschaftlichen Praxis unter Pandemiebedingungen mittlerweile wie von selbst eingestellt hat.